

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 7

Artikel: Wintersonnenwende
Autor: Umfrid, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nur wenn wir in diesem Sinne unsere Seele ganz reinigen von allem Kriegsjubel, allem Kriegsrausch und aller verstoßenen Liebe zum Kriege, nur wenn wir ganz schlicht im Geiste des Notwehr-Krieges bleiben — nur dann können wir in unserem Kriege und nach unserm Kriege mit den höchsten sittlichen Mächten verbunden bleiben und ihres Segens teilhaftig werden!

In den vorliegenden Ausführungen ist das Deutschland vor der Front und das Deutschland hinter der Front mehrfach einander gegenübergestellt worden. Es scheint mir von größter Bedeutung; daß wir die ganz verschiedenen nationalen Aufgaben auseinander halten, die diese beiden Deutschland zu erfüllen haben: Das Deutschland vor der Front, das muß heute mit hart zusammengeschlossenen Lippen den ihm aufgedrungenen Zerstörungskampf durchführen bis zu einem ehrenvollen Abschluß. Das Deutschland hinter der Front, das hat eine ganz andere Aufgabe zu erfüllen. Wir haben die heilige Pflicht, die alte deutsche Kultur, für die unsere Krieger ihr Leben opfern, in unserer Seele lebendig zu erhalten, wir müssen ihre Würde, ihren Großmut, ihre völkerverbindende Kraft und Freiheit unangetastet bewahren und von der Kriegsfurie rein erhalten. Nur so wird die deutsche Kultur imstande sein, nach dem Frieden ihre Weltarbeit mit erhöhter Energie und Zielsicherheit in Angriff zu nehmen, nur so wird sie den gewaltigen sittlichen Aufgaben gewachsen sein, die die kommende Zeit an sie stellen wird.

Also mitten im Kriege stehen, dem Kriege das Seinige geben und doch die ewigen Güter der Seele und der Kultur hochhalten — das ist die Aufgabe unseres Tages. Und nur von da aus ist es möglich, auch aus dem Kriege ewigen Gewinn zu ziehen für die Seele und für die Kultur.

Fr. W. Förster.

Wintersonnenwende.

Der kürzeste Tag und die längste Nacht, das ist die Zeit der Sonnenwende. Tief und dicht lagern die Nebel über Stadt und Land. Die Sonne verbirgt sich hinter Schleiern: „Es ist nicht Nacht, es ist nicht Tag, es ist ein dämmernd Grauen.“ Aber unvermerkt, geheimnisvoll wendet sich die sonnenflüchtige Erde dem mütterlichen Gestirn wieder zu. Und der Sohn des Nordens weiß es trotz türmender Schneemassen und ragender Eiszände: es geht der Frühlingsblütenpracht entgegen. So auch im Leben der Völker. „Mitternacht heißt diese Stunde“, aber die Mitternacht kündigt den Morgen. Die Posaune des Weltkriegs soll der Hahnenschrei werden, der den Tag ansagt. Freilich, kein Hüter kann uns sagen, wie lang die Nacht noch währen soll. Und sie ist tief, die Nacht der Trauer

und des Todes. „Es war einmal“, so lautet ein altes deutsches Märchen, „ein junger Fant, der Vater und Mutter verließ, um in die Welt hinauszuziehen. Da kam er in eine große Stadt, die war ganz mit schwarzem Tuch behangen, das Königschloß, das Rathhaus, die Kirche und alle Häuser waren schwarz verhüllt, denn es war eine große Trauer in derselbigen Stadt.“ So sieht es jetzt in den Ländern aus, die vom Krieg getroffen sind. Fast kein Haus, aus dem nicht gleichsam schwarze Schleier wehten. Alles leidet. Was der Mensch sein eigen nennt, ist in Frage gestellt: Gut und Blut, Geist und Seele und alles, was man die Schönheit des Lebens nennen könnte. Es ist eigentlich überflüssig, das weiter auszuführen. Oder soll ich von den wirtschaftlichen Schäden des Krieges handeln, von den 80 Milliarden Mark, die der Krieg am Schluß des ersten Jahres gekostet haben wird, und von dem Elend der Arbeitslosigkeit, von den verschleierte Bankerotten, von den ungeheuren Schäden, die durch Verwüstung der Fluren, durch Zerstörung menschlicher Wohnstätten herbeigeführt werden? Soll ich von den Millionen junger, blühender Menschenleben reden, von unseren hoffnungsvollen Söhnen, die in den Sand gestreckt werden, als ob es taube Blüten wären? Ellen Key hat die Kriegsmaschinen, die jetzt ihre unheimliche Tätigkeit entfalten, mit landwirtschaftlichen Mechanismen verglichen: eine Sämaschine ist in Gang gesetzt, aber sie sät nicht Körner, sondern totbringende Kugeln, eine Erntemaschine fährt durch die Halme, aber was sie erntet, das sind nicht Garben, sondern Menschenleichen. Soll ich von den geistverwüstenden Folgen des Krieges reden, von der Verrohung der Sitten, von dem nationalen Größenwahn, von diesem Götzendienst, wie er mit der jeweiligen Regierung getrieben wird, als ob auf sie das Wort angewendet werden könnte: „Treu ist sie und kein Böses an ihr, gerecht und fromm ist sie“? Oder soll ich die Kriegspsychose schildern, die Greuelgeschichten erfindet und glaubt, aber z. T. auch wirklich tut, sofern die Tobsuchtsanfälle nun einmal zu den möglichen Kriegserrscheinungen gehören? Soll ich endlich klagen über die Zerstörung der Schönheiten des Lebens? Es ist wahr, die Kultur als solche läßt sich nicht mehr vernichten. Wir werden auch nach dem Krieg in Häusern wohnen, uns in Kleider hüllen und mit Löffeln essen, aber die Feinheiten der Kultur, das aromatische Bouquet des Kulturweins dürfte zum Teufel gegangen sein. Nicht nur prachtvolle Denkmäler und unersehbliche Kunstwerke werden zerstört; die ganze Geistesart der Zeit wird, wenn nicht bald die Sonnenwende kommt, eine andere, rauhere, wildere geworden sein. Kraftprozentum auf der einen, mattenherzige Mutlosigkeit auf der andern Seite wird der Zeit ihr Gepräge geben; und ein verzerrter Zug wird noch lange um den Mund der Menschheit spielen. Man hat dem Krieg auch schon lustreinigende Wirkung zugeschrieben, als ob er uns von allerhand Miasmen befreite. Wenn er nur nicht schlimmere Bazillen erzeugt, als diejenigen, die er wegnimmt!

Wir könnten den Jammer nicht mit ansehen, wenn wir nicht die Hand zum Himmel heben und den Schwur leisten dürften, alles daran zu setzen, um einen Damm zu bauen, der dem Meer des Verderbens Halt gebieten müßte. Wie wird es aber werden, wenn es dem friedliebenden Teil der Völker nicht gelingt, seine Meinung durchzusetzen? Dann wird der Weltkrieg wieder durch einen Gewaltfrieden beendet werden, wobei der Sieger dem Besiegten den Fuß auf den Nacken setzen und Dinge von ihm verlangen wird, die als Demütigung und Verletzung geheiligter Menschenrechte empfunden werden, und also den Keim zu neuen Kriegen in sich schließen. Dann wird auf der einen Seite der Siegerübermut sich breit machen, auf der andern wird der Rachedurst wie die Gewitterschwüle über dem grünverschlammten Dorsteich brüten. Und dann wieder Kriegsvorbereitung und Kriegsausbruch, bis die Menschheit sich wirklich ihr eigenes Grab gegraben haben wird.

Die Hoffnung, daß eine direkte Einwirkung sittlicher Kräfte auf den Friedensschluß möglich sein werde, ist nicht sehr groß. Die Machthaber sind nicht gewohnt, die sanfte Stimme der Menschenliebe zu hören. Bisher hat immer die Gewalt bei der Regulierung von Grenzen und Befugnissen der Völker das letzte Wort gesprochen, und sie wird es auch voraussichtlich diesmal sprechen, wenn nicht die Herzen der Fürsten wie Wasserbäche sind, die in ein neues Bett geleitet werden. Im allgemeinen wird es gelten: wer vom Krieg die Herstellung der Gerechtigkeit erwartet, der gleicht dem Mann, der von dem Ausbruch eines Vulkans eine ausgleichende Wirkung für die Erdoberfläche erhofft. So werden wir also unsere Hoffnungen auf spätere Zeit vertagen müssen.

Dennoch werden wir einer umso gründlicheren Neugestaltung der Dinge entgegengehen, je tiefer wir die Kriegsur Ursachen erfassen, und je wirksamer die Mittel sind, die wir dagegen anzugeben wissen.

Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß die Kriege der Neuzeit durch die einseitig nationale Interessenpolitik, mit den damit verquickten Handels- und Konkurrenzkämpfen, aus der immer weiter ausgreifenden imperialistischen Politik, aus dem Rüstungswettlauf und aus dem Gruppensystem mit seinen feindseligen Spitzen entstanden sind. Solange die nationale Interessenpolitik noch das A und O der staatsmännischen Weisheit darstellt, solange immer ein Staat auf Kosten des andern sich zu entfalten strebt, ist der kriegerische Zusammenstoß natürlich unvermeidlich. Das eine Volk wird unter diesen Umständen aktiv, d. h. kriegerische Politik treiben, um an das Meer vorzudringen, das andere wird zuerst einen diplomatischen, dann einen kriegerischen Vormarsch beginnen, um die von ihm getrennt lebenden Stammesgenossen mit sich zu vereinigen, das dritte läßt der Welt keinen Zweifel darüber, daß es sich kolonial auszudehnen wünscht, und eine energische Gegenwehr anderer Inter-

essenten als Kriegsfall betrachten würde. Die beständige Kriegsgefahr, in der wir leben, wird erst beschworen werden, wenn die nationale Interessenpolitik durch eine international orientierte Rechtspolitik ersetzt wird.

Es ist nicht einzusehen, warum ein Volk nicht eher auf dem Weg eines materiell gedachten Rechts, als auf dem der brutalen Gewalt seine Interessen sollte wahren können. Was die Handelsfrage betrifft, so ist es selbstverständlich kein friedensförderndes Beginnen, wenn ein Volk darnach strebt, unter Vernichtung fremder Volksexistenzen, den ganzen Welthandel an sich zu bringen. Man sollte überhaupt sich hüten, die Bedeutung des Außenhandels zu überschätzen. Der deutsche Bodenreformer Damaschke hat berechnet, daß wenn jeder deutsche Familienvater pro Tag 3 Mark mehr als bisher auszugeben hätte, die deutsche Produktion infolgedessen einen Mehrabsatz von 14 Milliarden Mark finden würde, also 4 Milliarden mehr, als der vielgerühmte Export einbringt. Man sollte also den inländischen Markt stärken, um im Kampf um den ausländischen Markt weniger anspruchsvoll zu werden. Im übrigen glaube ich, daß man einmal darauf wird verfallen müssen, den auswärtigen Markt zu kontingentieren, wenigstens soweit reine Quantitätswaren wie Zucker, Sprit, Getreide u. s. w. in Betracht kommen. Werden dem deutschen Großhändler gewisse Gebiete als seine Domäne eingeräumt, so wird er nicht mehr auf den englischen Kaufmann stoßen, der vielmehr seine eigenen Handelsemporien weiter ausbauen würde. Daß die Eroberung des Weltmarkts durch ein einzelnes Volk eine Chimäre ist, geht schon daraus hervor, daß schließlich ein Volk wie das chinesische bei voller Industrialisierung allein im Stand sein müßte, den Bedarf der ganzen Welt an Industriewaren zu decken. Und das ist eine Zukunftsperspektive, die für keinen Westeuropäer verlockend sein dürfte. Die imperialistische Politik aber wird überwunden werden, wenn die Machttrivalität unter den Staaten überflüssig gemacht sein wird durch den Rechtsschutz, den sie einander gegenseitig gewähren müssen. Heute fürchtet jeder Staat die Machterweiterung seines Konkurrenten, weil sie zu seinem Nachteil mißbraucht werden kann. Wird erst einmal jedem Staat sein Besitzstand und eine seinen Bedürfnissen genügende Interessensphäre zugesichert sein, so wird er keinen Vorteil mehr darin sehen, seine Machtsphäre mit den ungeheuerlichsten Opfern an Gut und Blut zu erweitern. Das Gruppensystem und das Rüstungsproblem hängen aufs engste unter sich zusammen. Die einander feindselig gegenüberstehenden Mächtegruppen mußten eben um ihrer Rivalität willen bis an die Zähne gewappnet sein, und sich gegenseitig im Rüstungswettkampf zu überholen suchen. Wird aus den beiden europäischen Staatengruppen einmal ein einheitliches System, werden aus den Konkurrenten Associates, so wird auch die Zeit gekommen sein, das Rüstungsproblem zu lösen. Es wird sich dann

darum handeln, jedem einzelnen der verbündeten Staaten Europas diejenige Quote zum Schutz der gemeinsamen Kultur zuzumuten, die seiner Steuerkraft entspricht. Damit aber wird die Rüstung den Charakter des nationalen Hoheitsrechts verlieren und zum internationalen Servitut werden.

Aber all das wird ja wohl erst dann Gestalt gewinnen, wenn die sittlich-religiöse Erneuerung, die wir erstreben, sich durchgesetzt haben wird. Das Verhängnis, das über der Entwicklung der Menschheit seit der Erscheinung Christi schwebt, ist die Unfähigkeit der Religion, die Wirklichkeit zu durchdringen, oder, was auf dasselbe hinauskommt, die Unfähigkeit der Welt, sich von der Religion umgestalten zu lassen. Nur daraus erklärt sich, daß Kriege, diese diabolischen Verneinungen der Lehre Christi, noch möglich sind. Es ist doch so unendlich einleuchtend, daß wir mit dem Kriegszustand, in dem wir uns befinden, dem Sinn Christi direkt und absolut widersprechen. Will man die Lehre Christi auf wenige Hauptpunkte zurückführen, so lassen sich ja wohl drei Prinzipien unterscheiden: der Wille Gottes, der seine Richtschnur war, das Reich Gottes, das sein Ziel war, die Liebe zu den Brüdern, die sein Motiv war. Unter dem Willen Gottes verstand er das: „Du sollst nicht töten, nicht stehlen, nicht lügen.“ Es ist überflüssig, auszuführen, wie sehr diesen Geboten im Kriege millionenfach widersprochen wird. Unter dem Reich Gottes meinte er ein Reich der Ordnung, des Friedens, der Gerechtigkeit. Und wir, statt daß wir vor allem nach dem Reich Gottes trachten würden, um dessen Kommen wir im Vaterunser bitten, wir trachten nach den Reichen dieser Welt, die so groß sein sollen, daß die Sonne darin nicht untergeht. Christus konnte nicht hassen und der Beweggrund seines Handelns war lautere, hingebende, verzeihende Liebe, auch gegen den Feind. Wir aber wollen die Feinde hassen mit abgrundtiefem Haß, mit unverföhnlicher Rachgier. Und die Kirche, statt daß sie sich ihrer universalistischen, völkerverbindenden Aufgabe bewußt wäre, wird zur Nationalkirche und bittet um Sieg, d. h. um den Untergang der Feinde, die doch auch zu den von Christus zu erlösenden Menschen gehören. Wenn die Kirche sich nicht auf ihre Aufgabe besinnt, so muß eine Erneuerung der Religion kommen, die an den alten Dornen vorbeiarbeitet und das Reich Gottes außerhalb des Schattens der Kirche baut.

Der neuen Weltanschauung hat ein Man wie Goethe, dieser Deutscheste der Deutschen, der vielleicht auch der Menschlichste unter den modernen Menschen war, vorgearbeitet. In seinem Märchen von der grünen Schlange zeigt er, wie die beiden Reiche, das der Wirklichkeit und das des Ideals, durch den Strom des Weltgeschehens von einander getrennt sind. Auf der Seite der Wirklichkeit befindet sich der unterirdische Tempel, in dem die drei Königsbilder aufgestellt sind: der kleine goldene König, der die Weisheit

bedeutet, der silberne, der den Glanz darstellt und der eherne, der die Macht repräsentiert, — eine Art Barbarossareich, von dessen Kaiser die alte Sage geht: „Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit.“ Das klingt sehr ideal, ist aber durchaus realistisch gemeint, denn derartige Reiche, in denen sich ein wenig Weisheit mit Glanz und Macht vereinigt, sind etwas Alltägliches auf Erden, und die Nötigung zur Reichsbildung ist tief im Wesen der Menschheit verwurzelt. Was aber dem Reiche fehlt, das ist das Ideal, das Goethe in der Gestalt der jenseits des Stroms wohnenden schönen Lilie symbolisiert. Die Frage ist: wie kommt das Reich der Welt mit dem Ideal der Liebe, der Gerechtigkeit, des Friedens zusammen? In Goethes Erzählung wird eine wunderfame Brücke über den Strom geschlagen, wahrscheinlich ein Symbol der Volksaufklärung. Fast zu gleicher Zeit setzt sich, wie es eben nur in einem Märchen zu gehen pflegt, der Tempel mit den drei Königsbildern wie auf einem unterirdischen Fluß, dessen Lauf quer zu dem Strom der Weltgeschichte zu denken ist, in Bewegung und taucht in dem Reich der schönen Lilie, im Reich des Ideals auf. Der unterirdische Gang aber, in dem der Tempel sich durchsetzte, ist wohl nur ein Sinnbild der religiösen Erneuerung. So ist denn der Strom durch die Brücke der Volksaufklärung von oben und durch den Gang der Erneuerung von unten gleichsam in den Schraubstock genommen, gebändigt und gezähmt, ja mit Erneuerungskräften erfüllt. Der Sinn des Dichters aber kann wohl kein anderer sein, als der, daß der Versuch gemacht werden müsse, einen Querschnitt im Strombett der Geschichte anzubringen ähnlich wie das Christentum dasselbe dem Verderbensstrom des römischen Reichs gegenüber versuchte. Daran zu arbeiten, muß die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Sobald diese Aufgabe in Angriff genommen wird, haben wir das Recht, Wintersonnentwende zu feiern.

D. Umfried.

Vox in deserto. II.¹⁾

Ich spreche für die Angehörigen der kriegsführenden Nationen und auch für andere, für die, welche über den Krieg schreiben und solche, die von ihm lesen, für die Empfänglichen und stillen Nachdenklichen — aber auch für Euch spreche ich, literarische Kriegsapostel, Sänger großer Waffentaten. Bildet Euch nichts ein auf Eure Künste! Ihr, die Ihr die Helden des Schlachtfeldes feiert, Ihr feiert den Mord.

¹⁾ Diese Aeußerung stammt von dem gleichen Verfasser, wie der unter diesem Titel erschienene Beitrag im Februarheft. Vgl. die dortigen Bemerkungen über ihn.